

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 83.

Samstag den 14. October.

1848.

Dr. Jellinek über die Politik der Slaven.

In den Nummern 85 und 86 des „Radicalen“ ergeht sich Herr Dr. Jellinek in seiner Kritik über die revolutionäre Sitzung der National-Versammlung vom 19. September l. J. über die Politik der Slaven in Invectiven gegen dieselben, die mit Protest zurückgewiesen werden müssen. Jellinek nennt darin die Slaven „Barbaren“ und zwar, nach seiner Ansicht, noch euphemisch im Sinne der Griechen, welche darunter „unwissende und ungebildete Völker“ verstanden haben sollen. Sehr viel Rücksicht, Herr Jellinek! — Dem Herrn Jellinek sey es aber hier gesagt, daß die Griechen unter *βαρβάρων* nur Völkerstämme anderer Zunge verstanden haben, und die Slaven könnten sich von Deutschen nur dann Barbaren schelten lassen, wenn die Deutschen Griechen wären. Aber auch in der andern Bedeutung kann dieser Ausspruch nur die Unwissenheit des Scribenten bezeugen, der, wie er gewohnt ist, den Reichstag abzukapiteln, auch in derlei Sachen, wie ein Blinder über Farben, aburtheilt; „unwissend, ungebildet,“ sind sehr relative Begriffe, und in so fern sind die Massen beziehungsweise unter den Deutschen eben so ungebildet und unwissend, wenn gleich nicht Barbaren zu nennen; *etsi a parte potiori sit denominatio*. Völkerstämme, die theilweise eine alte Literatur besitzen, und bei denen ein frisches, volkshülmliches, literarisches Leben pulst, aus deren Mitte Koryphäen in Kunst und Wissenschaft hervorgingen, und die selbst deutsche wissenschaftliche Bestrebungen wesentlich förderten, Barbaren zu schelten, kann sich nur ein Ignorant beikommen lassen.

Herr Jellinek zweifelt weiters an der Würde der Slaven zur Selbstständigkeit. Dieser Zweifel, aus dem Munde des Herrn Jellinek, den ein Correspondent der „Allg. Zeitung“ den „philosophischen“ unter den Publicisten Wien's zu nennen beliebt, befremdet um so mehr, als Herr Jellinek für die Volksrechte, somit wohl auch für die Selbstständigkeit des Volkes in die Schranken tritt, oder ist ihm etwa die Selbstständigkeit ein Reservatrecht des deutschen Volkes? Ihr Slaven, aufgepaßt, ihr werdet selbstständig seyn, wenn euch die Jellinek'sche Kritik der Selbstständigkeit würdig befunden haben wird! Nun wisset ihr, worauf es ankommt!

Herr Jellinek erkennt die Nothwendigkeit des Studiums slavischer Interessen und Intentionen; ein sehr löblicher Zweck, wenn gleich noch keine Ehre für die Slaven und dem Herrn Jellinek und der deutschen Presse besonders zu empfehlen, um weiters unreife Urtheile zu vermeiden.

Und nun zur großen Entdeckung des Herrn Dr. Jellinek. Das Orakel slavischer Politik in den Augen Jellinek's, nämlich der Reichstags-Abgeordnete Kieger, hat den Grundsatz ausgesprochen: „Macht ist Recht!“ und damit habe er das Geheimniß slavischer Politik enthüllt.

Dieser Grundsatz antediluvianischer Politik, der eher einem faustrechtlichen Coder zum Substrat dienen könnte, ist also nach Jellinek der leitende Grundgedanke slavischer Politik, insofern natürlich gegenwärtig von einer solchen gesprochen werden kann.

Hr. Jellinek, der öfter auf Gemeinplätzen mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschungen im Gebiete der Geschichte und des Rechtes prunkt, ist zu diesem Resultate durch die Freigebigkeit des Hrn. Kieger gelangt, erachtet es jedoch noch für nothwendig, den Gang der slavischen Politik zu beobachten und zur Darstellung zu bringen.

Nachdem er das Theorem gefunden, wird er wohl nur die Consequenzen zu überwachen haben, die Darstellung aber wird ihm erlassen, es genügt die Probe.

Die beste Darstellung slavischer Politik werden Thatsachen geben, nicht aber Unterstellungen und Verdrehungen der deutschen Presse.

J. Zurga.

Wilhelm Ventels.

Frei bearbeitet nach Collin de Plancy.

Die Staatsmänner, welche ganze Völker an den Wettestab gebracht haben, die Eroberer, welche Welttheile verwüsteten, die Gaukler und Seiltänzer des Lebens, der Kunst werden berühmt und den Unsterblichen zugesellt, während der nützliche Mann, der seiner Vaterstadt, seinem Vaterlande, ja der ganzen Menschheit eine bleibende Wohlthat erzeugte, nur zu oft in der Dunkelheit, wo nicht in Kämpfen und Sorgen stirbt und vergessen wird. Verkehrte Welt! Doch seyen wir gerecht: die neue Zeit kommt von dieser Verblendung zurück:

Mancher, den die Geschichtschreiber und Geschichtslehrer vor wenigen Jahren noch als eine staunenswerthe Größe priesen, heißt jetzt ein elender Geselle.

Die Völker, welche dem Nützlichen am aufrichtigsten hulbigten, sind die Engländer und Holländer, und sie wurden reich durch diese Anerkennung des Kleinen, das zur Größe; — des Unscheinbaren, das zu Reichthum und Glanz führt.

Im Ehrentempel der gemeinnützigen Männer der wahrhaften Wohlthäter der Menschheit gebührt auch einem schlichten Fischer eine Stelle, denn er hat seinem Vaterlande Tausende von Tonnen Goldes erobert und viele Millionen Menschen von Geschlecht zu Geschlecht gespeist. Theoderbert, jener Graf von Flandern, den die Geschichte den „Nützlichen“ nennt, wußte das unsterbliche Verdienst dieses Fischers zu schätzen, er errichtete Wilhelm Beukel's, der das Einsalzen der Häringe erfand, ein Denkmal.

Schon im Frühroth der neuen Handels- und Schiffahrtsgeschichte war der Häringfang bedeutend. Unter Carl dem Großen zogen in jedem Jahre Schaaren von kleinen Fahrzeugen aus Flandern, Zeeland, Holland und Friesland an die Küsten Schottlands und kehrten mit guter Beute heim.

Carls schwache Nachfolger aber konnten den Häringfischern keinen Schutz gegen die normanischen Seeräuber verleihen und der gewinnreiche Erwerbszweig verdorrte. Doch als die Normannen sich endlich an der französischen Nordküste niedergelassen, die Normandie gegründet hatten und von Carl, dem Einfältigen, des lieben Friedens wegen in ihrem Besitze bestätigt worden waren, da endlich wurden die Gewässer des deutschen Meeres wieder sicher und sofort hob auch sich der Häringfang.

Die ungeheuren Fischmassen, die jedes Jahr gefangen wurden, trugen zum Wohlstande Flandern's, Zeeland's, Holland's und Friesland's bedeutend bei, denn die Fische bildeten einen nicht unbeträchtlichen Ausfuhrartikel und wurden bis ins Innere von Frankreich und Deutschland versendet. Aber da sich der Häring nicht lange hielt, so mußte er schnell verzehrt werden und ein großer Theil ging verloren.

Dennoch nahm im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Häringhandel in den Küstenländern der Nordsee einen immer glänzenderen Aufschwung; denn die Vermehrung dieses Fisches übersteigt alle Begriffe.

Den reichsten Fang, der seit undenklichen Zeiten gemacht worden war, ergab das Jahr 1387. Die Fischer wußten nicht, wo aus noch ein mit der Beute. Langsam zogen die schwerbelasteten Fahrzeuge der Fischer von Biervliet den Arm der Schelde hinauf, welche die Mauern ihres Städtchens bespülte.

„Himmel, wenn wir den Fisch doch erhalten und weit ins Land hinein versenden könnten, dann wären wir reiche Leute! Ein so wunderbarer Fang und nun soll der größte Theil verkommen!“ So klagten die Häringfänger von Biervliet, so alle Häringfänger der Nordseeküste.

Es lebte damals aber in Biervliet ein junger Fischer, der ein kluger Kopf war. Von Kindesbeinen an hatte er ge-

sehen, wie der Segen des Himmels mit jeder neuen Fangzeit stieg, doch wie der Fisch nur eine kurze Zeit auf den Märkten eine Rolle spielte, durch Ueberfluß, und weil er schnell verbraucht werden mußte, unter dem Preise verschleudert wurde und dann, wenn die Nahrungsmittel am theuersten waren, längst bis auf den Letzten verschwunden war. „Welcher Gewinn würde sich aus dem Häringfange ziehen lassen,“ dachte der junge Mann, „wenn sich der Fisch aufbewahren und weithin verschicken ließe!“

Aber dieses „Wenn“ war die Sache, um die schon so mancher fromme Wunsch laut geworden war. Der junge Mann dachte hin und her; er machte Versuche, hatte Tag und Nacht keine Ruhe und duldete die Geburtswehen aller Erfinder in vollem Maße. Endlich, endlich gelang der Plan, der junge Mann befand sich im Besitze eines Verfahrens, das wir nicht mehr bewundern, weil es so einfach ist. Indes lachen wir nicht! Denn alles Alltägliche trat als etwas Außerordentliches auf die Welt; nichts ist so gering, es hat sein Geheimniß und die Enthüllung desselben ist nicht immer leicht. Wie viele Erfindungen, welche so nahe lagen, verdanken wir dem Zufalle! Die Säge z. B. ist ein Werkzeug, auf das, sollte man meinen, jedes Kind kommen konnte, und doch kannten die Russen vor Peter dem Großen die Säge nicht. Die Geschichte mit dem Ei des Columbus ist die Geschichte der meisten Erfindungen. „O, das können wir auch!“ riefen damals die Tischnachbarn. „Warum habt ihr's denn nicht so gemacht?“ antwortete Amerika's Entdecker.

Der junge Fischer Wilhelm Beukel's in Biervliet hatte nun zwar eine Erfindung gemacht, von der er sich für den Häringfang einen völligen Umschwung versprach; aber es kam jetzt darauf an, ob das Verfahren auch probehältig sey. Bevor er hierüber keine auf Thatsachen beruhende Gewißheit hatte, mochte er nicht weiter von der Sache reden. Auch wollte er die Probe auf sein eigenes Risiko unternehmen.

Während die Häringfänger in Biervliet, wie in allen Küstenorten, den überreichen Segen des Jahres 1389 um jeden Preis loschlügen und bei Ueberfüllung des Marktes um ein Spottgeld verkauften, war ihm sein sehr beträchtlicher Fang nicht feil.

„Ist der Wilhelm von Sinnen? Was will er mit den Fischen?“ hieß es nun, obwohl im Grunde jeder zufrieden war, daß er einen Concurrenten weniger hatte.

„Ich bin so wenig von Sinnen,“ antwortete Wilhelm ruhig, „daß ich sogar hoffe, einen nützlichen Versuch zu machen, der uns Allen zu großem Gewinne gereichen soll. Was ich aber mit den Fischen will, werdet ihr nach einigen Monaten erfahren. Jetzt kann ich euch nur so viel sagen, daß, wenn mein Verfahren gelingt, wir alle in wenigen Jahren reiche Leute sind. Ich will die Sache auf die Gefahr hinwagen, daß ich in diesem Jahre nichts vom Fange habe; im günstigen Falle jedoch theile ich euch und der ganzen Welt das Geheimniß vor dem nächsten Fang mit.“

Die Nachbarn schüttelten ungläublich den Kopf, doch war Wochen lang in allen Schenken Biervliets das Wagemü-

des Fischers Wilhelm das Tagesgespräch. Die sogenannten klugen Alten lachten den jungen Menschen aus, der mehr wissen wollte, als sie durch lange Erfahrung gelernt hatten, und meinten, er werde seine Tonnen voll Fische bald in's Meer schütten und den Einfall verwünschen, der ihn um eine hübsche Summe Geldes gebracht habe. Diese Beurtheilung der Sache schien so richtig zu seyn, daß Wilhelm's Verwandte und Freunde Alles aufbieten zu müssen glaubten, um ihn zur Vernunft zu bringen. Indes — der junge Mann ging ruhig seinen Weg, und ließ sich durch nichts irre machen. Diese Festigkeit verfehlte ihre Wirkung nicht ganz; man ließ den Projectenmacher gewähren und brach, wenn er in die Schenke kam, das Gespräch über die Streitfrage ab.

Uebrigens hatte sich die Kunde von Wilhelm's Verfahren nach und nach von einem Fischerorte zum andern verbreitet, und wir sagen wohl nicht zu viel, wenn wir behaupten, ganz Flandern und Holland waren auf den Ausgang gespannt.

Ein gutes Vierteljahr war jetzt seit der Häringzeit vergangen; der Fluth auf den Märkten war die größte Ebbe gefolgt und kein Mensch aß mehr Häringe. Da that Wilhelm Weukels seine Tonnen auf: alle befanden sich im erwünschtesten Zustand. Die Augen des Erfinders leuchteten.

Es war Mittag: in Bierliet gingen einige Fischerbur-schen mit Körben Haus bei Haus. Von einem Ende des Städtchens bis zum andern schickte Wilhelm Weukels jeder Familie einen gesalznen Haring von seinem Vorrathe und ließ guten Appetit wünschen.

Dieser merkwürdige Prospectus that Wunder. Kaum war die Essenszeit vorüber, als im Städtchen eine ungewöhnliche Bewegung entstand und alle Bürger wie ein Mann nach der Wohnung des jungen Fischers eilten.

Das war ein Staunen, Preisen, Bewundern, ein Jubel, eine Seligkeit! So etwas hatte man in Bierliet noch nicht erlebt. Die lautesten Spötter und Schreier, die altklügsten Zweifler drückten Wilhelm die Hand am wärmsten.

„Die Häringe sind köstlich,“ hieß es von allen Seiten, „doch nun halte auch Wort: Sag, wie hast Du es angefangen!“

„Geduld, Gevattern!“ antwortete Wilhelm jetzt so ruhig wie früher; „ich habe euch ungestört reden lassen, bis es Zeit war, euch den handgreiflichen Beweis zu geben, daß ich kein solcher Narr sey, wie ihr glaubet; jetzt laßt auch mich ungestört machen, was ich ferner zweckmäßig finde.“

„Aber Du wirst doch Wort halten?“

„Verlaßt euch darauf! Am Abend vor der Abfahrt auf den Häringfang theile ich euch mein ganzes Geheimniß mit, so Gott mir helfe; doch bis dahin habet Geduld, denn ich muß ein volles Jahr Zeit haben, um mich zu überzeugen, daß ich mich nicht täusche.“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Kaffehaus-Spectakel in Pesth. — In einem Kaffehause in der Königsgasse kam es in einer der letzten Nächte zu einem Auftritte, der sehr leicht ein beklagenswer-

thes Ende genommen hätte. Die Frau des Caffetiers, die eben nicht zu sehr dem Mäßigkeitsvereine huldigt und ihre Begeisterung gewöhnlich aus der Flasche schöpft, war an diesem Abend so sehr von Weinen angegriffen, daß sie ihrem Gemahle mit aller Gewalt einen gelinden Todtschlag beibringen wollte. Natürlich widersetzten sich die zahlreichen Kaffeh-gäste diesem furchtbaren Ansinnen, und es entstand ein Tumult, der damit endete, daß man die betrunkene Furiosa aus dem Zimmer transportirte. Aber ein junger, degenumgürter Jant, den wahrscheinlich die Dame mehr interessirte, als man vermuthet, gerieth plötzlich in furchtliche Wuth, und die scharfe, zweischneidige Klinge blitzte sehr furchtbar in der Luft. Nun hätte man den Spectakel sehen sollen! — Es war ein Miniaturbild des jetzt organisirten Landsturms. Vielleicht hundert Personen stürzten sich auf den Springinsfeld, und wären nicht einige Besonnene mächtig genug gewesen, die Menge durch Worte zu haranguiren, der verwegene Bursche wäre gewiß ein Opfer der Volkswuth gefallen. Das sind die Schatten-seiten der Volksbewaffnung.

Ein Fund. — In Bordeaux hat sich vor Kurzem eine Begebenheit ereignet, schreibt die „Wiener Zeitschrift“, die das allgemeinste Interesse in Anspruch nimmt. Der Besitzer eines Hauses in der Rue St. Claude beabsichtigte unter seinem Hause einen Keller anlegen zu lassen, und nahm zu diesem Zwecke drei Arbeiter an, die sogleich die Aufgrabungen beginnen mußten. Einer von ihnen stieß plötzlich mit der Schaufel auf einen harten Gegenstand; er zog denselben hervor, es war ein schwerer Leuchter von massivem Silber. Wie leicht zu begreifen, grub man sehr eifrig weiter und fand reiches Silbergeschirr, große und kleine Schüsseln, Teller, Affietten, Terrinen, Gabeln, Löffel, Becher, alles von massivem Silber. Natürlich wurde dem Herrn des Hauses dieser Fund verschwiegen, die drei Arbeiter schafften die Stücke einzeln mit fort und wandten sich, um sie zu verkaufen, an vier verschiedene Goldschmiede, welche ihnen nach und nach die Summe von 12.000 Fres. auszahlten, ein klarer Beweis, daß das Silber bei Weitem mehr werth war, denn die Leute nahmen sicher, was man ihnen bot. — Wie es verrathen wurde, ist unbekannt; genug aber, die Polizei bekam Nachricht von dieser Fundgrube, Einer der Beamten, ein Herr Chauvin, begab sich an Ort und Stelle, benachrichtigte den Hausbesitzer von der Sachlage und ließ die Arbeiter in Gewahrsam bringen. Er hielt Hausuntersuchung bei ihnen und fand noch 10.000 Fres. und einige Becher. Unter den Augen einer gerichtlichen Autorität wurden nun die Nachgrabungen fortgesetzt, aber nur noch einige Gabeln gefunden.

Interessante Geschichte. — Einem Augenzeugen verdanken wir, schreibt der „Volksfreund“, folgende Mittheilung: Im Feldspitale zu Verona lag neben einem Croaten ein blutjunger Piemontese, der am Kopfe eine Wunde hatte. Der Croate bemerkte jedoch, daß der Jüngling jedesmal nach der ärztlichen Visite sich auch am Fuße selbst verband. Der Croate meldete es dem Chirurgen, der Piemontese versicherte jedoch, daß ihm außer der Kopfwunde nichts fehle. Da aber die Selbstanlegungen des Fußverbandes fortdauerten, so bestand der menschenfreundliche Gränzer auf genaue Untersuchung, die auch über Anordnung des Oberarztes mit Gewalt vorgenommen wurde und zur Ueberzeugung führte, daß der piemontesische Schütze eine — Schüzin sey. Das arme Mädchen gestand, daß sie nur aus Angst für ihren Geliebten mit diesem unter männlicher Maske in's Feld gezogen, leider aber durch ihre in einem Gefechte erfolgte Verwundung von ihm getrennt worden sey.

Berein „Nadeßky.“ — In Bogen besteht ein Verein „Nadeßky“, dessen Tendenz die Nahrung patriotischer Ge-

fähle ist. So oft Krieger der italienischen Armee, besonders verwundete, ihren Weg durch Bogen nehmen, werden sie von diesem Vereine nicht nur freundlich, sondern mit Enthusiasmus aufgenommen, nach Umständen bewirthet, beschenkt, und Alle nehmen die erhebenste Erinnerung an die Stunden, die sie im Kreise dieser Patrioten verlebte, mit.

Silvio Pellico. — Wer kennt nicht in Europa diesen Gefangenen des Spielbergs? Eine wehmüthige, blasse melancholische Figur, früh gealtert, höchst andächtig, versäumt keine Frühmesse und kein Vespergebet. Der Dichter schreibt schon seit langer Zeit nichts mehr und ist das Gnadenbrot einer alten bigotten Marchesa. Er lebt in Turin vergessen, um nicht zu sagen: verachtet. Sein Bruder war Jesuit und er pflegte daher Umgang mit Jesuiten — das ist heute genug zu einem Verdammungsurtheil in Italien.

Papierkorb des Amüsanten.

Ein Mißthäter, der vor einiger Zeit in Paris zur Kerkerstrafe verurtheilt wurde, schrieb, als er sein Urtheil hörte, plötzlich auf: „Ja, es ist wahr, ich habe gestohlen, aber die Gerechtigkeit ist ungerecht. Wer sind diejenigen, die mich verurtheilen? Schneider und Handschuhmacher, Fabrikanten und Banquier, Nerze und Gutsbesitzer, — das sind die Leute, aus denen die Geschworenen zusammengesetzt sind. Leute aus allen Ständen, nur nicht aus dem meinigen. Leute die sich vortrefflich auf Hosen und Hosenträger, auf Maschinen und Wechselbriefe, auf Ackerbau und Wassersucht verstehen. — Aber was verstehen diese Leute vom Diebstahl? Die Charte sagt ausdrücklich, daß jeder Franzose von seines Gleichen gerichtet werden soll, und die Charte wird nur dann erst eine Wahrheit werden, wenn die Geschworenen für uns aus einem Sträfungs- oder Zuchthause gewählt werden.“

Der Fürst von Reuß = Kreuz = Schleiß = Lobenstein sucht sein Reich gegen ein solides Vorstadthaus in Wien einzutauschen und will dort Spießbürger werden. Die näheren Bedingungen beliebt man beim Hausmeister im Trattnerhofe zu erfragen.

Slovenische Lieder.

Vor einigen Tagen ist eine Auswahl slovenischer Lieder mit Noten und Text unter dem Titel: „Slovenska gerlica“ (die slovenische Turteltaube), herausgegeben vom hiesigen slovenischen Vereine, in zwei Heften erschienen. Wenn man weiß, wie der Krainer und der Slovenc überhaupt den Gesang liebt, dem nun hier in geschmackvoller Auswahl alle im Laibacher Theater mit stürmischem Beifall aufgenommenen slovenischen Lieder geboten werden, so wird man begreifen, zu welchem Danke sich der in seinem Wirken immer rüstiger vorwärts strebende slovenische Verein alle Freunde des Gesanges durch Herausgabe dieser sehr willkommenen musikalischen Spende verpflichtet hat, die gewiß mit Sehnsucht erwartet wurde.

Das erste Heft enthält auf 24 Seiten 11 — das zweite auf eben so vielen Seiten 10 der schönsten und beliebtesten vaterländischen Lieder für Gesang und Pianoforte. Im ersten Hefte stehen unter andern die durch Text und Composition so überaus schönen, allgemein verbreiteten Lieder: „Popotnik“, „Dolenska“, „Pod oknam“ — im zweiten Hefte finden wir wieder: „Slovenca dom“, „Mornar“, „Planinar“, „Pesem slovenskih narodnik straznikov“ und „Moj spominik“ als hervorragend, anderer schönen nationalen Weisen zu geschweigen, die sich in der Gesamtausgabe vorfinden, aber vielleicht noch Wenigen bekannt, weniger ins Volk übergegangen sind. Die äußere Ausstattung, aus der rühmlich bekannten lithographischen Anstalt des Herrn J. Blasinik hervorgegangen, ist überaus nett und gefällig, der Preis des einzelnen Heftes 15 kr. — Mitglieder des slovenischen Vereins erhalten beide Hefte gratis.

Bei dieser Gelegenheit finde ich angemessen, unsere slovenische Nation auf das Compositionstalent des Herrn J. Fleischmann aufmerksam

zu machen. Durch die Composition der beiden Dr. Prescher'schen Lieder „Pod oknam“ und „Mornar“, die in der That äußerst gelungen sind, indem sie sich durch Originalität, Schwung, Lieblichkeit und echt nationale Weise vor andern auszeichnen, hat sich der junge Mann unter den slavischen Lieder = Compositoren einen ehrenvollen Platz erworben; ja es braucht nur Aufmerksamkeit von Seite der Nation, und wahrlich, Herr Fleischmann muß es in seinem Fache weit bringen. Herr Dr. Prescher konnte zu seinen schönen Liedern nicht leicht einen bessern Compositoren finden. Auch die zwei Lieder: „Dolenska“ und „Planinar“, vom Herrn Blasius Potozhnik (Pfarrer in St. Veit bei Laibach), welcher gleich glücklich ist als Dichter, wie als Compositore slavischer Lieder, gereichen dieser Liedersammlung zu einer wahren Zierde.

Leopold Kordeisch.

Correspondenz vom Lande.

Stein, am 8. October 1848.

Der hohe, theils durch die „Laibacher Zeitung“ veröffentlichte, theils mittelst verhehrter Note vom 4. d. M., Nr. 274, von Seite des löblichen Nationalgarde-Commando's zu Laibach in Abdruck am 7. d. anhergelangte Landes-Präsidential-Erlass vom 29. v. M., Nr. 2411, belangend den hohen Ministerial-Beschluß vom 23. v. M., Nr. 2778, womit durch Festlegung der Landesfarben für Krain mit weiß-blau-roth die künftige Farbenfrage ihre definitive Antwort erhielt, hat die hiesige Nationalgarde und die Bewohner Steins zur einstimmigen, lauten Freude entflammt; weshalb der berufene Nationalgarde-Verwaltungsrath beschloß, am Sonntag (obigen Tage) aus Dank und Freude über die hohe Beilegung des fräglichsten Farbenstreites eine kleine Festlichkeit zu veranstalten.

Früh am Morgen schon verkündete ein von der Musik-Capelle der Garde abgehaltener Tagerversammler das bevorstehende Fest; um 8 Uhr Früh zog militärisch geordnet die Steiner-Garde mit der städtischen Fahne zur feierlichen Feldmesse auf die Klein-Wolke, allwo vorher die weiß-blau-rothe Fahne wiederholt aufgefahnen war.

Nachmittags 1 1/2 Uhr machte die Steiner Nationalgarde nebst ihrer Musik-Capelle einen Übungsmarsch nach Mannsburg und brachte alldort in einstimmiger, fröhlicher Harmonie die Erholungskunden bei hüßigem, herrlichem Bivatrufen auf untern constitutionellen Kaiser, auf unser theures Vaterland und auf sämtliche Nationalgarden Krains, sehr vergnügt zu, worauf sie unter lautem wechselseitigen Lebehochrufen den geregelten Rückmarsch antrat und mit Jubel in Stein einjog.

Indem ich dieses zur Deffentlichkeit bringe, kann ich des allgemeinen Wunsches mich nicht erwehren, daß dem volkfreundlichen, hohen Ministerium eine von sämtlichen Garden Krains gefertigte Dankadresse übersendet werden möchte.

Anton Potozhnik,
Garde-Commandant.

Erklärung.

Mit der Ueberzeugung, daß der Frau Kliner, vulgo Petronka in Seebach bei Belbes, durch den Artikel des „Illyrischen Blattes“ Nr. 77, „Muster einer hochmüthigen groben Wirthin“, sehr Unrecht geschehen ist, erklären wir Geseftigten, von der Frau Kliner bei unsern oftmaligen Besuchen in Seebach stets zuvorkommend freundlich aufgenommen, und nach ihren Kräften gut und billig zu unserer Zufriedenheit bewirthet worden zu seyn. — Laibach am 27. September 1848.

William Moline, C. Kranz, Heinrich Krauseneck, Joh. Baumgartner, Jos. Bischof, aus dem Großherzogthum Baden, in Laibach gegenwärtig. Ludwig Gütler, Alf. Heller, G. v. Buchwald, J. B. Wettsch, Jos. Luchmann, Ant. Samassa, Carl Holzer, David Moline, Daniel Dettela, Joh. Dettela, A. Lenard, Nic. Holubovich, Ign. Scaria, Franz Eschermann, Franz Dberga, Wiesler, C. Urbanichy, P. Joh. Maurilius Meyer, Sim. Heimann, Leopold Fleischmann, Geide.

Wohnung = Veränderungs = Anzeige.

Der Geseftigte macht hiermit allen mit ihm in Geschäftsverbindung stehenden bekannt, daß er von nun an nicht mehr in der Capuzinervorstadt, Klagenfurterstraße Nr. 67, sondern am alten Markt, Haus-Nr. 154, dem Kaffehause des Herrn Jenatsch gegenüber, im 2. Stock wohne.

Leopold Kordeisch,
Redacteur der „Laib. Zeitung“ und des „Illyr. Blattes.“